Die Heimkehr der Kriegsgefangenen

Von Hermann Pörzgen

Zehn Jahre sind erst vergangen, im Frühling, seit die furchtbare Tragödie der kriegsgefangenen Deutschen zum Abschluß gekommen ist. Zehn Jahre sind es, seit die letzten Verträge gezeichnet wurden, die die Rückkehr von vielhunderttausend deutschen Männern ermöglichten, Rückkehr übrigens in eine friedlose, von Putschisten und Revolutionären bedrohte Heimat, in ein armes, ausgeplündertes Vaterland. Was damals still und abseits vom großen politischen Tageslärm zu Ende ging, ist heute ausgelöscht und vergessen. Doch ist es einer Erinnerung wert, und man soll dieses Ausgangs noch einmal gedenken, weil aus dem ruhmlosen Schicksal der Kriegsgefangenen eine Mahnung uns anspricht und ein Vermächtnis.

Bekanntlich war es bei Abschluß des Friedensvertrags in Versailles nicht gelungen, für die Rückgabe der gefangenen Deutschen irgendwelche Zusagen zu erlangen. Besonders nach Räumung der in Deutschland befindlichen Kriegsgefangenenlager waren die kriegsgefangenen Deutschen restlos der Willkür des Feindbundes ausgeliefert, nämlich ohne den Schutz des Vergeltungsprinzips, mit dem gegenseitig während des Krieges ein erträglicher Zustand für die Gefangenen schließlich fast immer erzwungen werden konnte.

Der französische Unterstaatssekretär Ignac zog aus der neuentstandenen Lage bereits am 24. Dezember 1918, also gleich nach der Rückkehr seiner eignen Landsleute, die Konsequenz mit folgendem Weihnachtserlaß: „Alle während des Krieges eingetretenen Verbesserungen in der Gefangenenbehandlung sind aufzuheben."

Weiterhin wurde bestimmt, daß von nun an nur noch aus deutscher Kriegsgefangenschaft wiedergekehrte Soldaten und Offiziere zur Ueberwachung der Kriegsgefangenen kommandiert werden sollten.

Der Sinn dieser Anordnung liegt auf der Hand. Man erwartete, daß die ehemals Kriegsgefangenen sich für die in Deutschland erlittene Unbill jetzt einfach rächen würden. Aber man täuschte sich. Nach übereinstimmendem Urteil der Gefangenen haben diese französischen Mannschaften und Offiziere aus ihrem eignen Schicksal eine ganz andre Lehre gezogen, und so kam es, daß, trotz der damals vom grünen Tisch Frankreichs betriebenen Politik, die Lage der Gefangenen sich allmählich besserte, daß die Lagerkommandanturen weitherziger und verständnisvoller ihre Maßnahmen trafen, daß schikanöse Handlungen seltener wurden und daß das Einvernehmen zwischen Wachtmannschaften und Kriegsgefangenen wuchs.

Die Engländer und Amerikaner, die auf französischem Boden große Kriegsgefangenenlager unterhielten, gaben im Herbst 1919 die Militärgefangenen frei. Da ihr Transport auf französischen Bahnstrecken nicht die Zustimmung Frankreichs fand, konnten nur die beiden strategischen Linien der englischen und amerikanischen Truppen, nach Köln und nach Koblenz, in Anspruch genommen werden. Es war eine mühsame Heimkehr, denn um diese Eisenbahnlinien zu erreichen, waren oft wochenlange Fußmärsche nötig, auf denen die Heimkehrer alles mitschleppen mußten, was sie nach langen Gefangenschaftsjahren an persönlichem Gut nicht mehr missen wollten.

Am übelsten wurde vom Schicksal den Kriegsgefangenen Rußlands mitgespielt. Hunger, Kälte und furchtbare Seuchen haben ihre Reihen gelichtet. Nach der bolschewistischen Revolution sahen sie sich — „freie Bürger!" — ganz auf sich selbst gestellt. Das heißt, die sowieso längst verzögerten und entwerteten Unterhaltzuschüsse der Regierungen hörten endgültig auf. Jeder mußte für seine eignen Lebensbedürfnisse sorgen. Damals haben die Kriegsgefangenen sich völlig umgestellt. Bei Offizieren und Mannschaften entstand eine lebhafte Kleinindustrie, die besonders in den vierundachtzig asiatischen Lagern zu hoher Blüte gelangt ist. Kosmetika, Drogen, Streichhölzer, Zigaretten, Schnürsenkel, lauter Gegenstände des täglichen Bedarfs, die infolge der wirtschaftlichen Abschnürung von Europa nicht mehr importiert werden konnten, fanden in Sibirien reißend Absatz.

Aber auch etwas andres und gefahrvolleres begann: die Politisierung der Kriegsgefangenen. Im Januar 1918 fand zu Samara der erste Kriegsgefangenenkongreß statt. Im April, auf dem Kongreß von Moskau, erklärten sich 90 000 Kriegsgefangene mit den Sowjets solidarisch. Die „Rote Garde freiwilliger Kriegsgefangener" entstand. Maßnahmen gegen die nichtbolschewistischen Kriegsgefangenen wurden getroffen.

Auf Grund des Friedensschlusses zu Brest-Litowsk wurde jedoch ab Mai 1918 die Rückgabe der Gefangenen „Kopf um Kopf" ins Werk gesetzt. Deutsche und österreichische „Evakuationskommissionen" bereisten das europäische Rußland und führten im Lauf eines halben Jahres die Räumung der Lager diesseits des Ural durch. Ehe sie jedoch mit der Auflösung der sibirischen und transbaikalischen Lager beginnen konnten, brach der große sibirische Bürgerkrieg aus und schnitt im letzten Augenblick vor der Heimkehr 500 000 Gefangene, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken, vollständig von Europa ab.

Es blieb den Heimatstaaten nichts übrig, als die sibirischen „Plennys" nun ihrem Schicksal zu überlassen und alle Versuche zu ihrer Heimschaffung bis zur Klärung der innerrussischen Wirren einzustellen.

Für die Gefangenen war das ein niederschmetternder Schlag. Der Aufstand der tschechischen Legionäre, die weiße Diktatur Koltschaks bedeutete neue Einschließung in die Lager und außerordentlich scharfe Bewachung. Jede Hoffnung auf eine baldige Heimkehr war zunichte gemacht.

Zwei lange Winter mußten sie sich noch gedulden. Dann, als zu Beginn des Jahres 1920 die Rote Armee in unaufhaltsamem Siegeszug durch die verschneiten sibirischen Steppen marschierte, blühte die Hoffnung der Kriegsgefangenen wieder auf. Aber die Befreier brachten einen furchtbaren Bundesgenossen mit: Flecktyphus. Abermals, nach soviel Heimsuchungen, wurde das Heer der Gefangenen dezimiert, und als vor zehn Jahren jetzt, im April, ihre Heimkehr verbrieft und beschlossen war, da blieben Tausende stumm auf den riesigen Lagerfriedhöfen zurück.

Von 2 322 000 Soldaten der verbündeten Heere, die in Rußland gefangen waren, sahen 500 000 die Heimat nicht wieder. 168 000 Gefangene Rußlands gehörten zur deutschen Armee. Mehr als ein Drittel von ihnen, 67 000 Deutsche, sind nicht zurückgekehrt.

Diese Zahl ist so furchtbar, daß man sich ihrer erinnern muß, um ganz zu ermessen, was die endliche Heimkehr der Kriegsgefangenen wirklich bedeutete. Eine ähnliche Kriegsgefangenensterblichkeit hat der Balkan erreicht, während in Frankreich immerhin „nur" ein Sechstel aller Gefangenen auf der Strecke blieb, 70 000 von fast einer halben Million! Aus England aber kehrten — eine lehrreiche Zahl! — von 328 000 Gefangenen 318 000 zurück. —

Vom Abend zum Morgen

Von Ernst Karl Lorz

Seit drei Wochen tobte die große Schlacht. Das Wetter war schlecht gewesen. Ueber zerrissene, aufgewühlte Erde hatte ein kalter Nordwest schlammigen Schnee und eisigen Regen gegossen.

Aber seit einer Woche war Frühling im Land. Seit einer Woche schien warm die Sonne, und seit einigen Tagen wuchs an den Rändern der alten Granattrichter feines, lichtgrünes Gras.

Dann und wann verklärte jetzt ein leises Lächeln die fahlen Gesichter der alten Grabensoldaten. Es war leichter zu sterben, wenn Sonne schien, es war leichter zu sterben, wenn die Erde den starken, süßen Atem ihres Erwachens hauchte.

Die Soldaten griffen ins besonnte Erdreich. Sie freuten sich der fühlbaren Wärme. Manch einer zerbrach eine Erdscholle und atmete beglückt den herben Duft; er glaubte sich im tiefen Abendfriede seines Dorfes mit Glockenklang zum Feierabendläuten — es roch die Luft nach frischem Brot.

Bald zwei Jahre lang lebten die Soldaten im Krieg. In dieser Zeit waren sie der Erde verwandt geworden. Ihr Leben war der Erde eng verbunden. Wenn Geschosse durch die Luft peitschten, gruben die Männer sich hinein in den großen mütterlichen Leib, der sie deckte vor Tod und Wunden. Wenn Kälte und Regen bei Tag und Nacht auf die Erde herabschauerten, krochen die Soldaten hungrig und frierend in die Falten des großen Gewandes. Sie fanden Wärme und Schutz.

Diese Menschen, die oft durch Tage hindurch in jeder Sekunde den Tod erwarten durften, hatten der Erde sich angeglichen. Ihre Gesichter waren fahl und braun, ihre Kleider bedeckt mit gelben und braunen Flecken. So lagen sie unbeweglich an die Erde geschmiegt, wenn große Fliegervögel über ihnen schwirrten. So erschienen die Soldaten wie längliche Erdschollen. Sie entzogen sich dem scharfen Blick der spähenden Falken, und die Erde hütete ihr Leben.

Im Laufe der Zeit war in den Kämpfen um feste Stellungen ein Brauch entstanden, beinahe eine stille Uebereinkunft, das Feuer der Artillerien einzustellen, sobald im Licht des jungen Tages das furchtbare Niemandsland harmherzig sich entschleierte. In dieser Stunde, wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über das verwüstete Antlitz der Erde zitterten, stiegen auf beiden Seiten die Soldaten aus tiefen Erdlöchern heraus, die Soldaten mit den gewölbten Stahlhelmen, die Soldaten mit den flachen Stahlhelmen. Oestlich und westlich dieses einzigartigen Landstreifens, der niemand anders gehörte als dem Tod und den Toten, begannen in dieser Stunde müde Menschen in die Strahlen einer Frühlingssonne glücklich blinzelnd zu schauen und des frühen Morgens friedhafte, reine Luft einzuatmen. Müde Männer streckten sich aus in alten Granattrichtern. Sie schliefen ein im warmen Sonnenlicht. Sie vergaßen für kurze Zeit Schlacht und Tod.

Wer nach Sonnenaufgang in solchem Trichter lag, war in einer Welt für sich und ganz allein. Um ihn hob die Erde im Kreise sonnenerwärmt die zerrissenen Wände, vom obern Rand wehten feine, lichtgrüne Gräser, und weit und hoch blaute der seidene Himmel des Frühlings. Nichts störte. Alle Gefahr war fern und vergessen im Glück der friedvollen Stunde. Nur dann und wann im lauen Zug der warmen Luft kam von fernher tiefes, leises Dröhnen, aber im himmlischen Blau, hoch über dem müden Soldaten, sang eine Lerche — eine Lerche.

In dieser Schlacht hatten die Gegner eine besondere Art des Kampfes gewählt. Beinahe Nacht um Nacht kurz vor Morgengrauen erfolgten die Angriffe. Nach kurzem, rasendem Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen brachen die Sturmkolonnen vor. Vermochte der Gegner die deutschen Linien zu überrennen, dann saß er fest im eroberten Gebiet und schützte sich vor jedem Gegenangriff durch einen Vorhang undurchdringlichen Sperrfeuers. So hatte der Kampf drei Wochen lang getobt, und so waren auch an diesem Morgen Engländer und Kanadier überraschend vorgestürmt. Nach heftigem Nahkampf mit Handgranaten, Flammenwerfen und breiten Gewehrmessern hatten sie sich in unsern vordern Linien festgesetzt. Seit Beginn des Abends erwartete der Engländer den deutschen Gegenstoß.

Seit Beginn des Abends tobte sein Feuer aus schwersten Geschützen mit unerhörter Wucht auf die deutschen Batterien. Alle Zugangsgräben, alle Trampelwege von Essenträgern und Ablösungen, alle Radspuren von Feldküchen und Munitionswagen wurden unablässig überschüttet mit Granaten und Schrapnellen aus leichten Feldgeschützen.

In dieser Nacht hatte die Front gebrüllt und Feuer und Flammen gespien. Die stechenden Blitze aus Tausenden von Mündungsfeuern entzündeten den Himmel in unaufhörlichen Gewittern. In dieser Nacht, wie in jeder andern, waren viele kleinere und größere Trupps von Soldaten im Kampfgelände unterwegs. Sie alle hatten bestimmte Aufgaben zu erfüllen; denn irgendwo warteten Kameraden auf sie, die etwas holen oder bringen sollten. Alle diese Soldatentrupps gingen seit Tagen und Wochen dieselben Wege, mußten in den dunkeln Nächten die bekannten Wege immer wieder wandern, um zu ihren Zielen zu gelangen. Im weichen, von Granaten zerpflügten Erdreich wurden alle Spuren sichtbar. Der Beobachtungsflieger photographische Kamera verzeichnete die frischen Wege allzu genau, und die Wege wurden zu Zielen für die feindlichen Artillerien. In den Nächten des Großkampfes überschütteten die Batterien pausenlos ihre Ziele mit Geschossen aller Art. Die brennende Nacht war eine wilde, riesige Trommel geworden, und der Tod hatte den rasenden Wirbel geschlagen. Er streute über das Land Granaten und Schrapnelle, wie wenn ein Kind Hände voll Erbsen über Stubendielen schüttet. Seine Freude war laut geworden im Donnern der Geschütze und im Heulen der schweren Granaten, die über den Wolken sich kreuzten.

Die Soldaten marschierten im Kampfgelände ihren fernen Zielen entgegen. Sie hatten ihre Aufgaben, und sie waren sich deren bewußt. Sie mußten vorwärts um der Pflicht willen. Sie schritten durch den Regen der Geschosse, sie schritten am Tode vorüber, sie schritten dem Tode entgegen. Sie marschierten vorwärts ohne Zögern, weil ein Gesetz in ihnen es so befahl. Sie eilten nicht, sie hasteten nicht über das zerrissene Land, sie marschierten in Ruhe und Ordnung, Mann hinter Mann. Sie trugen ihre Lasten, um derentwillen sie unterwegs waren. Sie trugen Essen und Brote für die Kameraden in der Kampflinie, sie trugen Gewehrmunition und Handgranatenkisten, sie trugen schwere Rollen von Stacheldraht und eiserne Pfähle, sie trugen leichte und schwere Minen. Sie trugen ihre Lasten. Sie schritten schwer und stolpernd über die zerpflügte Erde. Sie schritten ohne Eile und Hast, Mann hinter Mann in guter Ordnung, ergeben ihrer Pflicht. Hoch über ihnen rollten und rauschten die schweren Granaten, dicht über sie hinweg jaulten und pfiffen die Schrapnelle. Links und rechts von ihrer Reihe, vor und hinter ihrem Zuge zerkrachten die Geschosse und zerspritzten in Feuer und Rauch.

Die Soldaten marschierten nicht mit leuchtenden Augen, sie schritten dahin mit fest verbissenen Zähnen, mit zusammengepreßten Lippen, die Augen gesenkt auf den Weg, damit sie nicht stolperten oder lang hinschlugen. Sie bückten sich nicht, wenn die Schrapnelle über sie hinwegpfiffen, sie warfen sich nicht nieder, wenn Granaten nahe bei ihnen einschlugen. Sie waren durchaus nicht so todverachtend, wie es schien, sie hatten das Leben lieb, aber sie blieben Herr ihrer Bewegungen, und die lange Gewohnheit hatte ihnen Ruhe gegeben. Dann und wann lief ein Ruf durch die Reihe, vom Führer nach rückwärts gegeben, eine Warnung: „Draht unten!" — oder ein ähnliches Wort.

Die Nacht war dunkel und kühl. Die warme Erde atmete. Ihr Atem verdichtete sich zu weißen Nebeln. Das war schlimm; denn der Feind schoß in alle Talsenken Gasgranaten. Wer konnte in der Dunkelheit, im unsichern Schein der fernen, flackernden Leuchtraketen Nebel von Gas unterscheiden. War man erst in die weißen Wolkenschleier hineingeraten, atmete man schon jenen seltsam süßen Todeshauch, der so ähnlich war dem Duft aus faulen Aepfeln, wurde eine Umkehr zu spät. Die Blitze der Mündungsfeuer gewitterten über den Himmel. Die Erde brannte von Horizont zu Horizont. Aus der Kampflinie stiegen farbige Signalraketen hoch. Die Batterien brüllten und tobten. Der Donner der einzelnen Abschüsse verdichtete sich zum rasenden, trommelnden Wirbel. Die fliegenden Geschosse rollten und rauschten, heulten und pfiffen. Die Soldaten schritten vorwärts. Sie achteten auf den Weg vor ihren Füßen, aber sie horchten hinein in das große Getöse. In ihrem ruhigen Schreiten verriet nichts die ungeheure Spannung ihres Wartens; denn sie warteten auf den heulenden, zielenden Ton, sie warteten auf die Granate, die ihnen allein, ihnen ganz allein galt.

Dann zuckten lange Blitze über die Kolonne. Die stählernen Mäntel der Geschosse zersplitterten krachend in tausend Fetzen. — Drei Tote, ein Schwerverwundeter. Eine Zeltbahn wurde ausgebreitet, der Verwundete darauf gebettet, das Tuch zusammengeknüpft und eine Stange hindurchgeschoben. Zwei Mann hoben die Last auf ihre Schultern. Sie marschierten rückwärts, sie marschierten in die dunkle Nacht, allein, losgelöst von ihren Kameraden. Sie schritten behutsam über die zerstampfte Erde, sie wußten nicht, ob sie ihr Ziel erreichen werden, sie wußten nicht, ob sie dem Arzt einen Lebenden oder einen Toten übergeben würden. Sie schritten langsam, sie erprobten in der Finsternis den Weg Schritt um Schritt. Der Marsch der beiden Soldaten war getragen von einer seltsamen Feierlichkeit. Die Männer achteten nicht der pfeifenden Schrapnelle. Sie erzitterten wohl, wenn der stählerne Splitterregen sie umsprühte, aber sie wagten nicht, ihre schmerzvolle Last, den todwunden Kameraden, abzusetzen. Sie waren dem hilflosen Bruder in größerer Liebe zugetan als sich selbst, sie waren ihm in größerer Treue verbunden als irgendeinem andern Lebenden.

Indessen hatte die Kolonne den Marsch fortgesetzt. Ihr Weg wurde begleitet von den toten Körpern aller, die in den letzten Tagen neben diesem Wege gefallen waren. Die Lebenden sahen die dunkeln Schatten liegen. Die Toten lagen auf dem Leib oder zusammengekrümmt auf einer Seite oder lang auf dem Rücken, den Mund geöffnet, die Augen weit offen mit dem Widerschein eines fernen, fremden Glanzes. Die Lebenden gaben den Toten den schuldigen Blick — wann aber kam die Reihe an sie selbst? — Der Tod befahl über die flammende Nacht.

Wir lagen in Wolhynien . . .

Von Theodor Kramer.

Wir lagen in Wolhynien im Morast,
der mählich überging in schwarzen Sumpf,
seit Tagen eingegraben; grüner Glast
gab Blasen ab und strich aus Strunk und Stumpf.
Tief unter Wasser ging gedämpft der Schall
der Minenwerfer und Granaten auf,
und Wassersäulen warfen weißen Schwall,
vermengt mit Fasern und Getier, herauf.

Des Ulmenwaldes, der hinter uns verzog,
ward jede Nacht ein Strich samt Stumpf und Stiel
gefällt; der schwarze Schein des Wassers trog
und die Geschütze schossen übers Ziel.
Die Stellung war fast sicher. Nur der Grund
stieg hoch und stieg uns feucht bis an die Knie;
wir stopften ihm mit Sand den schwarzen Schlund,
der wie ein Kind durch die Verschalung schrie.

Und durchs Gebälk stieg sacht doch stet die Flut
und fraß den Sandsackwall. Von unsern Zeh'n
fiel schwarz das Fleisch, zu Kopf stieg uns das Blut;
kaum konnten wir die spitzen Reiter sehn.
Wir lagen ausgestreckt (daß das Gewicht
sich sehr verteile) dann noch stundenlang
und lauschten, bis sich hob das frühe Licht,
entspannt dem Wind, der in den Ulmen sang. —

Weiter zurück standen die Batterien, in Erdeinschnitte geduckt, unter dichten Drahtschleiern verborgen, damit der feindlichen Beobachtungsflieger photographische Kamera die Geschütze nicht entdecken könnte. In den ersten Tagen nützte die Verschleierung; bald aber mündeten in die Batteriestellung vielfache Radspuren der Munitionskolonnen und Trampelwege von Fußgängern. Bald wurde die Stellung der Batterie von den spähenden Fliegern erkannt. Dann wurde die Batterie zum Ziel, dann fand sich auf der andern Seite, am andern Horizont, ein Riesengeschütz, das unabwehrbar Schuß nach Schuß auf die unglückliche Batterie herniedersandte, bis das Ziel totgekämpft war oder zum Stellungswechsel gezwungen wurde.

In dieser Nacht, wie in jeder andern, taten die Männer an den Geschützen schwere Arbeit. Die Kanonen spien in furchtbarer Eile ihre verderblichen Ladungen gegen die feindlichen Linien. Unaufhörlich blitzten und donnerten die Rohre, duckten sich, zurückgeschleudert, auf den Gleitschienen, und fuhren wieder hoch mit offenen, dampfenden Mäulern wie schreckliche Tiere.

Die Kanoniere richteten, luden, feuerten, aber seit Beginn des Abends schmetterte Granate auf Granate in die Reihe der vier kleinen Geschütze, kurz davor, kurz dahinter, rechts oder links. Der Tod gebot über die brüllende Nacht.

In der Luft schrie es auf, heulte so gellend laut, daß den Männern das Blut erstarrte, daß ratlose Angst in ihren Augen erschien. Die Kanoniere am zweiten Geschütz krümmten sich zusammen. Im Donnern der eignen Rohre, im Brüllen und Heulen der ganzen Front vernahm jeder Mann an dieser Kanone den heulenden, zielenden Ton, der ihm allein, ihm ganz allein galt.

Zwischen Geschütz und Munitionswagen zerbarst die Erde. Feuer und Rauch schoß hoch hinaus. Der schwere Munitionswagen stieg langsam, sich überschlagend, in die Höhe und zersprang in langen, stechenden Flammen. Ungeheures Krachen betäubte die Ohren der Soldaten. Eine kurze Weile glaubten die Männer nichts anders zu vernehmen als das Schwirren springender Stahlsplitter und das dumpfe Aufschlagen fallender Erdschollen. Lange noch schwebte hoch in der Luft ein gelblicher Wolkenballen, in sich kreiselnd. Die kurze vermeintliche Stille wurde wieder überströmt von dem Donnern und Brüllen der großen Schlacht.

Die Batterie feuerte nicht mehr. Der Volltreffer hatte das zweite Geschütz aus dem Erdeinschnitt herausgeschleudert. Die Kanone lag abseits, die Räder nach oben gekehrt, Lafettenschwanz und Schutzschild verbogen, zerrissen. Ein abgesprengtes Rad schlug beim Nachbargeschütz einen Kanonier zu Boden und zerquetschte ihm Kopf und Brust. Die Starre des Schreckens fiel von den Lebenden ab. Sie sprangen heran, Rufe wurden laut, verwirrt, dringend. Die Soldaten umhasteten in der Dunkelheit die Unglücksstätte, angstvoll gespannt in das tobende Brüllen hinaushorchend, daherauf jeden Augenblick die nächste Granate herniederstoßen mußte. Zwei Mann waren kopflos in den frischen Granattrichter gesprungen, in die beißenden Sprenggase hinein, sie schrien wie Ertrinkende mit überschlagenden Stimmen: „Sanitäter — Sanitäter!“ Das umgestürzte Geschütz hatte den Richtkanonier begraben.

Die Batterie feuerte nicht mehr. Im Augenblick war jede Ordnung zerrissen. Wer sich nicht an den Geschützen in Deckung verkrochen hatte, umhastete suchend die Stelle des Volltreffers. Die Soldaten rannten in der Dunkelheit verwirrt gegeneinander, sie suchten und suchten, aber sie fanden nichts mehr als den einen leblosen Körper unter der umgestürzten Kanone.

„Deckung!“ — schrie einer, da waren alle verschwunden, als hätte die Erde sie verschluckt. Heulend stieß die Granate hinter der Batterie hernieder. Ein Regen von fein zerfiebtem Staub überschüttete die Liegenden. Sie hoben die Köpfe. Ein Befehl, klar und kalt in der heißen Verwirrung, riß die Soldaten hoch. — Die Batterie feuerte. —

Die Männer an den Geschützen waren von einer verzweifelten Wut gepackt. Die Rohre blitzten und donnerten, die Geschütze rasten, und die Augen der Kanoniere glühten in bösartiger Hitze. Drei, vier Mann arbeiteten wild an der umgestürzten Kanone. Endlich, endlich konnten sie den leblosen Körper des Kameraden hervorziehen. Wo aber waren die andern geblieben. Ein Unteroffizier und vier Mann hatten das Geschütz bedient. An Schutzschild und Rohr fand man blutige Reste von Menschen. Dann fand man noch, weit fortgeschleudert, ein zerfleischtes Bein, und man glaubte zu wissen, wem es gehört hatte. Mehr wurde in der Dunkelheit nicht gefunden. Ein Volltreffer — sechs Tote. Zwei leblose Körper lagen da, aber vier Menschen waren verschwunden, zerrissen, zerfetzt, sie waren über die Erde auseinandergesprengt, sie waren zerstäubt in den Raum und sie bedurften des Grabes nicht mehr.

Indessen wurde die unglückliche Batterie weiter befeuert. Granate nach Granate schwersten Kalibers schoß hernieder, vor oder hinter der Batterie, links oder rechts von den Geschützen. Der Führer wollte befehlen: „Volle Deckung“ — aber aus den vordersten Kampflinien schoß die Infanterie farbige Signalraketen in die Nacht, forderte unaufhörlich: „Sperrfeuer — Vernichtungsfeuer!“ Der Teufel konnte wissen, was vorn eigentlich los war. Die Drähte der Fernsprechleitung zur Befehlsstelle waren zerschossen, die Leitungsprüfer unterwegs, vielleicht tot oder verwundet. Die Batterie feuerte und tat ihre Pflicht, aber die Soldaten zuckten zusammen und krümmten sich tief in Deckung, wenn eine Granate nahe ihnen in Feuer und Rauch zersprang. Sie krümmten sich zusammen, wenn sie des Volltreffers gedachten. Sie wüteten Vergeltung an ihren Geschützen, daß die Rohre rasten und glühten — aber in all ihrem zornigen Haß warteten sie.

Sie warteten auf den Morgen, sie warteten auf den ersten kühlen Hauch, auf den Vorboten des kommenden Lichts. Sie warteten auf diesen Morgen, wie sie Nacht um Nacht seit drei Wochen auf jeden Morgen gewartet hatten, da immer einige Stunden Ruhe kamen, da die Sonne schien, da sie reine Luft atmen, da sie tief und traumlos schlafen durften. So begrüßten die Soldaten den schwachen Schimmer am Horizont immer erneut mit starker, erlösender Freude. Auch die Männer auf der andern Seite brauchten endlich einmal Schlaf, auch sie konnten nicht Tage und Nächte hindurch an den Geschützen stehen.

Wie so viele Nächte vergangen waren, verging auch diese Nacht. Die Soldaten erschauerten plötzlich in einer feuchten Kühle, die sie umfloß, wie ein großes, kaltes Wasser. Die Kälte drang durch Mäntel und Kleider bis auf die nackte Haut, bis ins Innerste der warmen Körper. Während bis dahin die Blicke der Soldaten das Land vor ihnen, das weite Land bis zur fernen Linie der funkelnden Signalraketen wie einen dunklen Abgrund überspannt hatten, begannen jetzt aus dieser tiefen Dunkelheit hellere Flecke aufzutauchen. Bald wurde zur Rechten gespenstisch sichtbar das wilde Schattenbild zerfetzter Bäume. Mehr und mehr wurde offenbar die große Entfernung von der Batterie bis zur Kampflinie, mehr und mehr maß das Auge die große Weite der vorliegenden, flach sinkenden Ebene. Nach und nach verloren die Raketen an Leuchtkraft und schienen gedämpft wie durch blaue Schleier. Nach und nach stiegen die Raketen seltener aus der Kampflinie in die frische, ziehende Morgenluft. Bald konnte man die fahlen Gesichter der Soldaten bis zum entferntesten Geschütz der Batterie erkennen. Die Batterie schoß langsamer.

In steter Folge, in jeder halben Minute waren bis dahin die schweren Granaten auf die Reihe der vier Geschütze hernieder-gestoßen. Jetzt heulten die Geschosse in größern Zwischenräumen heran und blieben schließlich aus. Endlich kam das Kommando: „Feuerpause.“ Nun verklang der weite Donner von Horizont zu Horizont.

Von den Geschützen lösten sich die fahlen, grauen Gestalten. Die Soldaten umgingen den Trichter des Volltreffers, aber sie waren ruhiger geworden. Sie verstreuten sich um die Batterie. Sie sahen im Umkreis die furchtbare Zerstörung, und in der zunehmenden Tageshelle suchten sie nach den Resten ihrer toten Kameraden; aber da wurde nichts mehr gefunden. Vier Kameraden, vier Menschen waren ausgelöscht aus dem Kreis des Daseins, sie waren nicht nur gefallen, sie waren spurlos verschwunden, zerstäubt, verweht, sie waren im feurigen Wagen gen Himmel gefahren, sie waren verweht wie ein Hauch im All. Als die Sonne aufging, schritten vier Mann rückwärts. Sie trugen die beiden toten Körper der Bestattung entgegen. So sah man überall im weiten Land kleine Trupps unter der Last ihrer Toten und Verwundeten rückwärts marschieren. Sie überquerten die niedrigen Höhenzüge, sie schritten durch die flachen Talsenken und strömten zusammen weit hinter den schweren Batterien, wo plötzlich auf freiem Feld eine weiße Fahne mit rotem Kreuz wehte.

In der Batterie blieb die Stimmung gedrückt. Die Soldaten gingen zwecklos umher und kamen nicht zur Ruhe. Sie redeten viel von Stellungswechsel. Sie versuchten die frischen Granattrichter zu zählen, aber es waren zu viele. Man fand auch einen Blindgänger. Friedlich schlafend wie ein Kind lag die große, schwere Granate zwischen jungen, grünen Gräsern. Ein Soldat setzte sich auf das stille, feindliche Geschoß. Er gehorchte einem verführerischen Drang aus Angst und rachsüchtiger Wut. Seine Gedanken gingen verwirrt. Noch einmal durchlebte er den grausigen Augenblick, diesen furchtbaren Augenblick, da das fortgeschleuderte Rad des Munitionswagens den Kameraden neben ihm erschlagen hatte. Nachdenklich betastete er die blutigen Spritzer auf seiner Uniform. Er sah im Geist die Reihe der Gefallenen, die Reihe war sehr lang. Er sah sie alle im Augenblick ihres Unglücks. Es hieß immer, daß auch der sterben müsse, den ein todwunder Kamerad mit Blut bespritze. Aber die Jahre hindurch war er gewohnt zu denken an seinen Tod. Er pflückte ein wenig frisches Gras und legte die Halme auf die schlafende Granate.

Weit abseits der Batterie fand er ein Trichterloch mit sonnenwarmen, trockenen Wänden. Er sprang hinein und streckte sich lang aus. Seine Augen schauten weit in den offenen blauen Himmel des Frühlings. Die Luft war still und warm. Manchmal kam von weither ein leises, tiefes Dröhnen. Aus dem Himmel floß singend ein bräunlicher Ton, aber der Motor des Fliegers war fern. Der Soldat lag still. Vom obern Trichterrand wehten lichtgrüne, lächelnde Gräser, und hoch im himmlischen Blau sang eine Lerche — eine Lerche. Ueber den müden Mann kam tiefer, traumloser Schlaf. —

Das Deutschtum in Chile

Von Hubert Schneidersmann

Chile, das lange „Handtuch“ an der Westküste Südamerikas, ist schon seit Jahrzehnten ein den deutschen Menschen anziehendes Land gewesen. Man kann das begreifen, denn überall in diesem Lande ist deutsche Art beliebt und geschätzt. Es gibt eine Menge Vorkommnisse, die das beweisen, z. B. die Aufnahme deutscher Kriegsschiffe Anfang 1914 und die Affäre des Kreuzers „Dresden“ in chilenischen Häfen. Die „Dresden“, welche vom Geschwader des Grafen Spee, das bei Falkland sank, übrigblieb, lag wehrlos im Hafen, als drei englische Kreuzer sie einfach angriffen und zusammenschossen. Zwar hat Chile damals bei England protestiert, aber damit war die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen. Eine außerordentlich herzliche Aufnahme fand die Besatzung der „Dresden“ dann in Chile auf der Insel Quiriquina, wo im Laufe der Internierungszeit fast jeder Matrose Schrebergartenbesitzer wurde.

Im Norden Chiles ist das Deutschtum weniger verbreitet, es tritt mehr im Süden hervor und besteht dort aus den sogenannten Reichsdeutschen und den Deutsch-Chilenen. Bei den ersteren handelt es sich um Eingewanderte oder Angestellte, die Reichsdeutsche blieben, unter den Deutsch-Chilenen versteht man die im Lande geborenen Deutschen, welche nach dem chilenischen Gesetz chilenische Bürger sind. In der Hauptstadt Santiago gibt es verschiedene deutsche Großkaufleute und Filialen, u. a. von Siemens, AEG. usw., auch ist nicht zu vergessen das deutsche Hospital (Clinica Alemana), dessen Einrichtung und Betrieb mehrfache hohe Anerkennung in der Presse des Landes gefunden hat.

Der Kern der Deutschen sitzt jedoch in der Provinz Valdivia, wo die zwischen 1848 und 1870 ausgewiesenen oder ausgewanderten Volksgenossen eine neue Heimat gefunden haben. In den damaligen Jahren siedelte die chilenische Regierung die Ankömmlinge in den am Flusse Valdivia liegenden Ort gleichen Namens, der aus dreißig elenden Bretterhütten bestand, an. Später ging der Zustrom ins Innere, und es entstanden die deutschen Siedlungen in Osorno, Vulcan, Puerto Mont usw. Man gab ihnen Land, Saatgut, Handwerkszeug, dazu einiges Geld, und dann begann für die Eingewanderten ein harter Kampf ums Dasein, denn fast alles Land mußte erst urbar gemacht werden. Wenn ich mit den siebzig- und achtzigjährigen Pionieren über diese Zeiten zusammenkam, erzählten sie gern von der Härte jener Zeiten. Aber haben sich mit wenigen Ausnahmen alle durchgesetzt, — die Anwandter, Haverbeck, Hoffmann, Schüler, Kunstmann und wie sie alle heißen, meist Hessen und Westfalen.

Der populärste der Alten ist entschieden Anwandter gewesen, der im Vaterlande Apotheker und hier in der Kolonie der Heilkundige war. Als die Ansiedler anfingen, sich als Menschen zu fühlen, da fehlte noch etwas zur Zufriedenheit: Bier. Nun war es wieder Anwandter, der einsprang und kraft seiner pharmazeutischen Kenntnisse Bierbrauer wurde. Das Bier soll gar nicht schlecht gewesen sein. Da die Nachfrage stärker war als das Angebot, hat es der Hersteller selbst in der Weise verteilt, daß er ein Faß auf eine Schubkarre lud, so die Runde im Ort machte und jedem sein Quantum abzapfte. Aus diesen Anfängen entstand die große Brauerei auf der Insel Teja, die heute Hunderte von Arbeitern beschäftigt.

Aus den dreißig elenden Bretterhütten ist die stolze Stadt Valdivia geworden, mit 20 000 Einwohnern, mit großen deutschen Lehranstalten, Hotels, einem erstklassigen Hospital, schönen Straßen und Gebäuden, die ohne aufzufallen, in einer der ersten Gegenden Berlins stehen könnten. Im schiffbaren Fluß, den Zementanlegeplätze einfassen, liegt auf gleicher Höhe wie die Stadt die Insel Teja, wohl 100 Hektar groß. Hier hat sich in günstiger Lage am Fluß die Industrie ausgebreitet, die schon erwähnte Brauerei Anwandter, ferner Gerbereien, Konserven- und Schuhfabriken, Boots- und Schiffsbauer, alle von Deutschen gegründet und geleitet. Die hier in einigen Jahrzehnten geleistete Arbeit ist auch von der chilenischen Regierung mehr als einmal anerkannt und dem eignen Volk gegenüber als Vorbild hingestellt worden.

Die Stadt Valdivia liegt ungefähr 15 Kilometer von der See, vom Hafen Coral ab, in welchen der Fluß Valdivia mündet. Aller Verkehr mit Coral wickelt sich auf dem Wasserwege ab. Es fahren Personen- und Frachtdampfer, erstere nach Fahrplänen. Die Kosmosdampfer, welche von Hamburg kommen, laufen Coral regelmäßig an, und alle Waren, auch die für die weiter im Innern gelegenen Städte Osorno, Mont, Ocelay usw. kommen hier zum erstenmal an Land, um dann mit der Bahn weiter ins Innere verfrachtet zu werden.

Osorno ist die Stadt der Landwirte. Die landwirtschaftlichen Produkte sind dieselben wie in Deutschland: Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Kartoffeln, dabei Viehzucht. Besonders schön liegen die Höfe und Ortschaften rund um den Ilanhiugue-See, wo kleine Dampfer den Verkehr von Ort zu Ort vermitteln. Wohl einige 20 Kilometer lang und breit ist sein Wasserspiegel, — im Osten flankiert von den Kordilleren, deren Schneegipfel wie Kulissen im Hintergrund emporragen. Suiza Chilena („Chilenische Schweiz“) nennt man diese Gegend. Rund um den See wohnen lauter deutsche Bauern, jeder hat beim Hause einen großen Obstgarten mit Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, die Frucht der aus Deutschland gebrachten Edelreiser.

Deutsche Sprache und deutsche Sitten findet man, wohin man kommt, auch bei der Jugend — mit ganz wenigen Ausnahmen. In Puerto Ocelay sah ich am Giebel eines Bauernhauses, das sich fast ganz im See spiegelte, gekreuzte Pferdeköpfe: Wittekinds Zeichen. Da ich selbst aus einem so geschmückten Elternhause stamme, kehrte ich ein. Man kann das auf einer Reise in Chile überall tun und wird bestimmt freundlich aufgenommen. Der Gründer des Hofes war tot, sein 50jähriger Sohn — als Zehnjähriger von Westfalen ausgezogen — der Gebieter auf den Hofe. Am Abend stand selbstgekelterter Apfelwein auf dem Tisch, wir Reichsdeutsche und deutsche Chilenen saßen um ihn vereint, und im Chor erklang das schöne Lied:

„Land zwischen Rhein- und Weserstrand,
o grüß dich Gott, Westfalenland.“

Man könnte manchem Deutschen im Reich so viel Anhänglichkeit und Treue deutscher Art und Sitte gegenüber wünschen, wie sie unsre deutschstämmigen Brüder in Chile, ja man kann sagen in ganz Südamerika, bekunden. Vergessen wir dieses Millionenheer von Pionieren des Deutschtums da draußen nicht, genau sowenig wie sie uns vergessen. Sie sind nicht nur für unsre Volkswirtschaft wichtig. —

Vorbedingungen für den Einheitsstaat

Unerläßliche Voraussetzungen

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold kann von sich sagen, daß es seit seiner Gründung immer wieder auf die Bedeutung der Neugliederung des Reiches hingewiesen hat. Das äußerliche Bekenntnis zum deutschen Einheitsstaat und zur demokratischen Einheitsrepublik wurde am vorjährigen Verfassungstag vor dem Reichstag in einer Riesenkundgebung, bei der Kamerad von Deimling die Feuerrede hielt, abgelegt. Aber trotz dieser Versuche des Reichsbanners, des Republikanischen Reichsbundes, der SPD., der DDP., des Zentrums, der Gewerkschaften und maßgeblicher Wirtschaftskreise ist es bisher nicht gelungen, diese Frage über theoretische Diskussionen hinaus vorwärtszutreiben. Es fehlt eben eine Volksbewegung, die die Regierungen in dieser so bedeutsamen Frage antreibt. Kamerad Karl Severing hat unlängst erst in einem Artikel seine Bedenken darüber zum Ausdruck gebracht, daß er nicht mehr daran glauben könne, daß über die Länderkonferenz und die Ländervertreter die Einheitsrepublik werde. Die Entscheidung des Landtags in Bückeburg, im Land der 480 000, hat uns gezeigt, daß eine Neugliederung nur möglich ist, wenn das Volk endlich selbst die Frage zu seiner Forderung erhebt. Einmal müssen wir dazu kommen, daß die kleinen, nicht mehr lebensfähigen norddeutschen Zwergstaaten sich Preußen bedingungslos anschließen. Ist der Finanzausgleich so vernünftig aufgebaut, daß er den kleinen Ländern nur so viel gibt, daß sie nicht leben und nicht sterben können, dann geht die Entwicklung zu Preußen rasch. Ist er dagegen so tolerant, daß er die kleinen auf Kosten der großen Staaten großzüchtet, dann allerdings kann man nicht sagen, daß die Neugliederung vorwärts kommt.

Hinzu kommt aber, daß in den bestehenden Ländern endlich einmal reiner Tisch gemacht werde; die Zöpfe des finstersten Mittelalters müssen endlich abgeschnitten werden. Einmal ist es nicht angebracht, daß heute noch die innerdeutschen Gesandtschaften bestehen, die praktisch keinerlei Sinn mehr haben, sie werden heute nur noch erhalten, weil es sich nach der Ansicht der Machthaber einmal so gehört. So hat die königliche Republik Bayern kürzlich ihren Vertreter in Lübeck bestätigen lassen, und in andern Staaten sieht es auf diesem Gebiet ähnlich finster aus. Man könnte fast ein Preisausschreiben machen, das Erhebungen über die Wirkungskreise der innerdeutschen Gesandtschaften auszulösen hätte. Weg mit dieser inerdeutschen „Diplomatie“! Zum zweiten müssen die En- und Exklaven verschwinden, das heißt, nach zeitgemäßen Gesichtspunkten ausgetauscht werden. Es ist doch praktisch ein Witz, daß um die preußischen Schornsteine in einer preußischen Enklave, die mitten in Württemberg liegt, der preußische Schornsteinfeger drei Bahnstunden und zwei Wegstunden zurücklegen muß, um ganze 26 Schornsteine „preußisch“ zu fegen. Die wirtschaftlichen Hindernisse, die der Wirtschaft in solchen Gebieten erwachsen, können von Laien gar nicht überschaut werden. Kürzlich hat leider sogar die braunschweigische Landesregierung der Enklave Thedinghausen anläßlich ihrer 200jährigen Zugehörigkeit zum Lande Braunschweig gedankt und gehofft, daß auch weiterhin die Thedinghäuser zum angestammten Lande halten würden. Diese Untertanentreue kostet Staat und Bewohner nur unnütz Geld. Es wird allerhöchste Zeit, daß diese Gebiete den Ländern zugeteilt werden, in denen sie gelegen sind. Da alle Länder solche Austauschgebiete haben, so dürfte sich eine Verständigung hier sehr leicht ermöglichen lassen. Und zum dritten müssen die Landtage, denen in den allermeisten Fällen nur Verwaltungsmaßnahmen zugedacht sind, daran denken, sich von sich aus zu verkleinern. Gewiß, jeder Abbau stößt zunächst auf den Widerstand derer, die es angeht. Und es war durchaus verständlich, wenn ein bekannter Parlamentarier neulich im Landtag die Frage aufwarf: „Und unter vier Augen sei die Frage gestattet, was wird aus uns?“ Sehr richtig: daran scheitert gar manches! Aber Entwicklungen nehmen auf Menschen keine Rücksicht. Und so werden sich die verehrten einschlägigen Landesboten wohl damit abfinden müssen, daß eines Tages auch ihre Stunde geschlagen hat.

Das sind so die wesentlichsten Vorbedingungen für die Einheitsrepublik, die nirgends auf ernsthafte Widerstände stoßen würden. Die republikanischen Parteien und das Reichsbanner haben die Pflicht, überall da, wo es ihr Einfluß erlaubt, dafür zu kämpfen, daß endlich diese Vorbedingungen für ein größeres und schöneres Reich Wahrheit werden. Wer für die vereinigten Staaten von Europa kämpft, muß erst den Einheitsstaat schaffen. M. R.